



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Joachim, E.: Aus dem Unglücksjahre 1807 : Erlebnisse und  
Wahrnehmungen eines hohen französischen Offiziers in Ost- und  
Westpreußen. 2.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsform [?] hervorzurufen."

In Beziehung auf Philosophie, Poesie und bildende Künste ist die Befürchtung, das strenge kantische Gesetz möchte das freie Walten der Phantasie in ihnen beschränken, nicht in Erfüllung gegangen, denn die wissenschaftliche, die künstlerische und die dichterische Tätigkeit sind von keiner Art Polizei zu fassen. Dagegen hat die Begeisterung für das durchgreifende Walten eines die ganze Menschenwelt umspannenden Gesetzes mit Hilfe der modernen Technik über die Volkseigenheiten und das individuelle Gefallen in Beziehung auf die äußerliche Lebensführung gesiegt: der Kellnerfrack, der Zylinder und der Pariser Damenhut zieren nicht allein die hesperischen Gefilde, sondern auch die Niktatarakte und die Gestade des Stillen Ozeans. Am verhängnisvollsten aber hat die kantische Lehre in Verbindung mit der französischen Revolution, zu der sie die Theorie lieferte, auf dem politischen Gebiete gewirkt, an das Goethe gar nicht gedacht hat, und diese Wirkung würde ihm, wenn er sie erlebt hätte, am widerwärtigsten gewesen sein. Indem Kant und die unter seinem Einfluß gereiften preußischen Staatsmänner forderten, daß für alles, was Menschenantlig trägt, dasselbe Gesetz gelten solle, haben sie die Volkskraft im preußischen Staate entbunden und zugleich deren Tätigkeit geregelt und so Preußen groß gemacht. Aber zum politischen Dogma erhoben bedeutet jene Forderung: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Demokratie und Kosmopolis als politisches Ideal, und die folgerichtig durchgeführte kosmopolitische Demokratie ist die internationale Sozialdemokratie.



## Aus dem Unglücksjahre 1807

Erlebnisse und Wahrnehmungen eines hohen französischen Offiziers in Ost- und Westpreußen

Mitgeteilt von E. Joachim

2



Am 8. Mai verläßt Percy dann das ihm lieb gewordne Rosenberg, um die Spitäler an der untern Weichsel und in Pommerellen zu besichtigen und sich dann die Belagerung von Danzig in der Nähe anzuschauen. Marienwerder gefällt ihm sehr; es ist eine elegant gebaute, lebhafteste Stadt. Da es gerade Himmelfahrtstag ist, promenieren Preußen und Franzosen in festlichen Kleidern; namentlich sieht man schöne und anmutige Frauen in guten Toiletten. Das alte Domherrenschloß dünkt Percy wie ein Römerbau gewaltig. Am 9. Mai geht es über die Weichsel auf einer besonders sauber gehaltenen Brücke. Das hochragende Mewe macht in seinem Innern einen sehr gewöhnlichen Eindruck; doch imponiert das alte „Templerschloß“. Percy kann niemals so recht zwischen Templerherren und Deutschordensrittern unterscheiden. Durch Sand gelangt

man nach Pr.-Stargard. In Pelpin bewundert man unterwegs die alte Abtei. Hier ist ein sächsisches Kriegsspital. In Stargard haben Franzosen und Badener je ein Lazarett; beide sehr primitiv und ungenügend ausgestattet. In Stargard fällt sonst nichts auf als der große, viereckige Marktplatz und die Weischläge vor den Häusern. In Ruffoschin bei Praust gibt es auch ein Lazarett, das besucht wird. Es ist da ein Herrenhaus, das dem ehemaligen polnischen General von Tiedemann gehört. Dieser hat sich törichterweise nach Danzig geflüchtet, und die Soldaten haben nun sein Wohnhaus aus Rand und Band gebracht und die schöne Bibliothek verwüstet. Am 10. Mai langt Percy in dem reizenden Langfuhr an, wo die reichen Danziger ihre hübschen Landhäuser haben. Diese sowie auch Ohra sind mit Verwundeten von der Belagerungsarmee belegt. Percy ist entzückt von der lieblich im Maiengrün prangenden Landschaft; namentlich gefällt ihm Oliva mit seinen aussichtreichen Waldhügeln. Großes Interesse erwecken ihm die Belagerungsarbeiten vor Danzig, die er sich ganz in der Nähe furchtlos betrachtet. Er beschreibt die hier gewonnenen Eindrücke mit Sachverständnis, Klarheit und in seiner Art nicht ohne Pathos. Sicherlich sind diese Notizen wertvoll für den Historiker. Wir können hier auf diese Dinge nicht weiter eingehn. Auffällig ist die Sorglosigkeit der Landbewohner; sogar Frauen und Kinder passieren, an den Schrecken gewöhnt, die Straßen mitten im Hagel der Geschosse. Von diesen turbulenten Eindrücken erholt sich Percy dann wieder in Ruffoschin, wo die Kirichen blühen, gesottne Gründlinge, gebratne Hasen und Wachtelkönige die Tafelfreude erhöhen. Ein betriebsamer Hebräer verkauft hier Eier, Butter, Wein und Weißbrot, was sehr angenehm ist, da die polnischen Legionäre Ohra geplündert und die dortigen Krämer vertrieben haben. Inzwischen dauert das grauenhafte Bombardement auf Danzig fort, und als der Sturm auf den Hagelsberg angekündigt wird, geht Percy wieder nach Langfuhr, um je nach Bedarf seines traurigen Berufs zu walten. Hier wohnt er jetzt im Hause des dänischen Konsuls Fromm, zu dem ein köstlicher Garten gehört. Von neuem erregt die Landschaft sein Entzücken. „Ich sah noch niemals etwas frischeres, nichts, was so malerisch wirkt und den Blick fesselt; auf der einen Seite die Ostsee, auf der andern die von grünen Hängen bekränzte Ebne von Oliva mit ihren lauschigen Wäldchen, prächtigen Landhäusern, Gärten, Obstgehegen und wohlbestellten Feldern, eine herrliche Prärie, die von der großen Allee nach Danzig durchschnitten wird; im Hintergrunde der eindrucksvolle Anblick der Stadt Danzig, die Festungswerke von Weichselmünde und Fahrwasser und die Weichsel selbst, die dem Meere ihren Tribut zuführt.“ Und wie rührend der Ausruf aus dem Munde eines Landesfeindes: „All das schmeichelt dem Auge, setzt in Erstaunen, stimmt zur Andacht und ruft den Wunsch hervor, daß das Volk, dem diese Güter gehören, bald zurückkehren möge!“ Dieser wahrhaft fromme Wunsch sollte bald in Erfüllung gehn. Vom 20. Mai ab wird nicht mehr geschossen, denn man verhandelt mit Kalkreuth über die Kapitulation. Auf den Wällen erscheinen neben russischen und preussischen Soldaten Danziger Bürger mit ihren Damen. An den Thoren kaufen die französischen Soldaten guten Wein für billiges Geld (die Flasche zu 32 Sous = 1,30 Mark); Offiziere treten hinzu; man trinkt und berauscht sich mit-

einander. Am 24. Mai wird die Kapitulation unterzeichnet, und schon öffnen sich die Tore, durch die, noch bevor die offizielle Genehmigung erfolgt ist, die Belagerer hineinströmen. Percy findet die Stadt nicht besonders schön; man wird ihrer bald überdrüssig, denn sie ist im gotischen Stile (!) schlecht gebaut und schlecht gepflastert, nach der Weise der alten Iberer. Bis zum Zeughaus (vom Tore an) sind die alten häßlichen Häuser mit Kugeln wie gespickt und unbewohnbar geworden; keine einzige Fensterscheibe ist hier ganz geblieben. Erst hinter dem Arsenal beginnt das schönere Danzig, d. h. das Äußere der Gebäude wirkt nach Percys Ansicht durchaus nicht schön; keine Eleganz, kein guter Geschmack; aber innen sind sie mit Raffinement kostbar ausgestattet, und die reichen Handelsherren, denen sie gehören, haben nichts an Mahagoniholz, Kronleuchtern und guten englischen Möbeln gespart; überhaupt kommt alles, was man hier sieht, aus England: Stoffe, Bilder, Ramingarnituren usw. Auch die Lebensgewohnheiten sind die englischen: man trinkt Porter und spricht die Sprache von London. Quartier nimmt Percy in einem der besten Häuser Danzigs (Nr. 433) bei dem Zuckerraffineur Weichbrot, der sich mit seinen Damen gegen den Fremden sehr artig zeigt. Um Platz für die Kranken zu finden, durchmustert Percy in Gesellschaft des preussischen Stabsarztes Lichtenberger mehrere öffentliche Gebäude. Der Justizpalast ist stattlich und kann dreihundert Betten fassen; auch die Börse scheint geeignet zu sein; das Zeughaus bietet nicht viel bemerkenswertes; aus seinen Beständen erlaubt man (wer?) dem Herrn Generalchirurgen, einen Helm und Armschienen, einen Schild und andre alte Waffenstücke für sich zu entnehmen; als er mehr haben will, ist alles andre schon unter die Marschälle verteilt. Der Bau des Zeughauses ist an und für sich nicht übel, wenn man Zeit und Ort berücksichtigt. Im Keller lagert für anderthalb Millionen Wein (Privatbesitz). Die Hauptkirche (zu St. Marien) imponiert durch ihre Größe, sonst nicht. Beiläufig bemerkt dann Percy noch, man trinke hier in Danzig Porterbier und Wein von Oporto; wem der, wie meist den Engländern, noch zu schwach sei, der mische Arrak hinein. Die Tafeln glänzen von Silberzeug und schneeigem Bienen, man führe aber keine feine Küche.

Auch an Oliva findet Percy nichts besondres. Mäßig schön sei der Garten des Abtes, dessen Haus ja ganz hübsch, aber schlecht möbliert sei. Napoleon hatte in der Nacht zum 1. Juni dort geschlafen. Man zeigt ihm hier die Marmorplatte mit der sich auf den Friedensschluß von Oliva beziehenden Inschrift und den Tisch, an dem die Unterzeichnung des Vertrags erfolgt war. Die Bibliothek ist dürftig wie das Einkommen des Priors. Bemerkenswert ist jedoch die Kirche mit ihren vierundsiebzig (?) Kapellen und einigen Pfeilern von Marmormosaik, die allerhand menschliche Köpfe darstellen.

Als in Danzig das Theater wieder geöffnet wird, sieht Percy den Kalifen von Bagdad. (Auch in Berlin hatte man nach dem Einzuge der Franzosen trotz dem großen nationalen Unglück von Jena die Theater nicht geschlossen gehalten, was dem biedern Percy mit Recht sehr auffallend erschienen war. Am 26. Oktober 1806 gab man in Berlin „Sphigie in Tauris“. Die Vorstellung entzückt Percy; er bemerkt aber zugleich: Je ne reviens pas de mon

admiration. L'ennemi est à Berlin; la Prusse est conquise; le roi est en fuite avec une armée épouvantée, et cependant la salle de l'Opéra était pleine et personne ne paraissait songer à sa patrie, ni plaindre la cour, ni s'inquiéter de l'avenir; on applaudissait au chant d'Iphigénie, et surtout aux ballets, qui étaient charmants.) Nach der Übergabe des Places steigen die Preise zusehends. Das Pfund Fleisch kostet einen Taler, nicht weniger eine Flasche trinkbaren Weines. Für eine Elle blaues (Uniform-) Tuch zahlt man nicht weniger als 56 bis 60 Franken und muß dazu noch Erlaubnis haben. Interessant ist auch die Nachricht, daß nach altem (französischem) Gebrauche die Glocken einer eroberten Stadt der Artillerie des Siegers zukommen, hier aber für 80000 Franken zurückgegeben worden sind. General Lariboisière, der das Bombardement geleitet hatte, hat das ihm zukommende Viertel seinen Kanonieren geschenkt.

Alles erhofft jetzt den Frieden; kein Gesicht — meint Percy —, von dem man nicht den brennenden Wunsch nach Heimkehr ablesen könne. Die Franzosen leiden an Heimweh. Da plötzlich kommt am 6. Juni die alarmierende Nachricht, daß die Russen angegriffen haben. Es war wie ein Wunder. Der Zauderer Bennigsen, der Monate hatte verstreichen lassen, ohne auf den geschwächten Gegner einen kräftigen Vorstoß zu wagen, sodaß Scharnhorst den Eindruck gewann, der Russe wolle seinen Ruf, von Napoleon nicht besiegt worden zu sein, nicht aufs Spiel setzen; Bennigsen, der außer einem mißlungenen Versuch zum Entsatz des belagerten Danzigs alle Offensivpläne wieder aufgegeben und so dem Feinde ermöglicht hatte, sich mit 180000 Mann für den Kampf und einer Reserve von 100000 Mann bereit zu stellen, er griff jetzt nach dem Falle Danzigs, der Napoleons Streitkräfte nur noch weiter gestärkt hatte, mit einer Armee von wenig mehr als 100000 Mann den Feind an. Sein Versuch, das vorgeschobne Korps Neys im ersten Ansturm zu vernichten, mißlang, und nun erhob sich der Löwe Napoleon und holte zum vernichtenden Brankenschlag aus. Der Kaiser drängte sich zwischen die russische Hauptmacht und die schwächern preußischen Streitkräfte und suchte nun beide zurückzudrängen, was ihm auch nicht ohne heiße Kämpfe gelang.

Percy eilt in die Nähe des kaiserlichen Hauptquartiers, denn man wird seiner nur zu bald bedürfen. Über Ruffoschin und das im März von den Polen unter Dombrowski verwüstete Dirschau, durch die reichen Werderfluren an Weichsel und Mogat, die in Sommerfruchtfülle frozen, gelangt er zunächst bis Marienburg mit seinem alten Schlosse, das, wie er wissen will, von den Templern einst dem Deutschen Orden übergeben worden ist. Von Friedrich dem Großen als Magazin für Getreide und Monturkammer eingerichtet, birgt das alte, ehrwürdige Haupthaus der Hochmeister ein Spital mit fünfhundert Betten. Da die Beamten die überhohen Fenster in den tiefen Nischen nicht genügend lüften können, herrscht in den Räumen ein unerträglicher Gestank.

Seit dem 4. Juni wird mit den Russen gekämpft. In aller Eile befestigt man die Stadt Marienburg als Brückenkopf; man scheint hier eine große Schlacht zu erwarten. Doch Percy eilt vorwärts; über Stuhm begibt er sich nach Niesenburg. In Guttstadt soll die Affäre für die Franzosen nicht gut

gestanden haben. Der Kaiser soll in Mohrungen sein. Ihm also nach über Preussisch-Mark mit seinen stattlichen Resten eines „Templer Schlosses“ nach Saalfeld, das weniger gelitten hat als viele andre Orte. Doch liegen hier schon dreihundert Verwundete aus den jüngsten Gefechten. In sengender Hitze und durch undurchdringliche Staubwolken geht es an starken Fuhrparcs und Kolonnen vorüber — ein langer See (der Röhloff?) ladet vergeblich zum kühlenden Bade — nach Mohrungen. Die ersten Scharen verwundeter Krieger kommen nun in Sicht. In einem Schlosse vor Mohrungen (Bestendorf?) liegen ihrer an die zweihundert. Herumliegende Kadaver verpesteten die Luft. Tag und Nacht bringt man Blessirte in das schon verseuchte und überfüllte Mohrungen. Man nähert sich immer mehr der Gefechtslinie.

Am 10. Juni bricht Percy mit seiner Kolonne bei köstlicher Frische um Sonnenaufgang auf; die Vögel zwitschern und singen, und nicht weit davon wird grausam gefochten und gemordet. Das Land ist von der Sommerhitze ausgedörrt, und das wenige Grün auf den Aekern von der Armee verschlungen. Auffällig wirken große Findlingsblöcke auf den Feldern. Die unglücklichen Landleute kehren von der Flucht zurück und müssen es sich gefallen lassen, daß ihre Bündel von den Franzosen und namentlich von deren Alliierten (Rheinbund) nach Beute durchstöbert werden. So gelangt man zu dem von den weichenden Russen zerstörten Deppen, wo man um die Passargebürcke mit großer Hartnäckigkeit unter Strömen von Blut gestritten hat. Man nimmt an, daß der Feind erst bei Bartenstein standhalten werde; es ist die höchste Zeit, daß es zum Hauptmassacre kommt; denn noch vierzehn Tage in diesem sumpfigen Terrain bei dieser verpesteten Luft, und eine verheerende Epidemie ist unvermeidlich. Höchste Not und Verzweiflung haben die Bewohner des Landes erfaßt; die Dörfer sind verwüstet und teilweise von den Russen niedergebrannt worden. Bei Heilsberg will der Kaiser eine Schlacht liefern. Sie entspann sich bekanntlich an diesem 10. Juni am Abend. Percy eilt hin, verirrt sich aber unterwegs und kommt nach Guttstadt, wo ihn der Torwart nicht einlassen will. Am nächsten Tage gelangt er dann auf den rechten Weg. Bei einem von den Russen verlassenem, sehr praktisch eingerichteten und wohlverschanzten Lager trifft Percy den Fuhrpark des Kaisers. Zahlreiche Verwundete bringt man aus der Gefechtslinie. Am 12. Juni soll der Hauptschlag Napoleons erfolgen; doch hat der Feind seine uneinnehmbaren Schanzen verlassen und sich ganz still in guter Ordnung zurückgezogen. Die Franzosen haben sich hier blutige Köpfe geholt und von ihren 50000 Kämpfern ein Fünftel eingebüßt. Napoleon hat guten Grund, eine sofortige Verfolgung nicht anzuordnen.

Die Stadt Heilsberg ist mit verwundeten Russen angefüllt. Franzosen berichten Percy, daß die russischen Ärzte sie eher als ihre eignen Landleute in ihre Pflege genommen haben. Überhaupt wird allgemein behauptet, daß die Russen besser als die Preußen ihre Feinde behandeln. Auch ist das russische Verbandzeug feiner und besser als das der Preußen. In Heilsberg wird geplündert. Percy findet bei dem reichen Apotheker drei französische Gardeoffiziere, die das Haus durchsuchen. Als er das Haus verläßt, vergißt er seine Brille, die er bei der Rückkehr nicht mehr findet. Freilich war sie von Silber gewesen.

Das alte Bischofschloß wird für fünfzehnhundert Verwundete zum Lazarett eingerichtet.

Am 13. Juni folgt Percy dem in der Richtung auf Preußisch-Eylau aufgebrochenen Kaiser nach. Hier in Preußisch-Eylau sind die Spuren der Februar-schlacht schon ziemlich beseitigt, und die Häuser ein wenig ausgebessert worden, doch herrscht Elend bei den Bewohnern, die sich zum großen Teil wieder geflüchtet haben. Auch der arme Pastor, bei dem Percy damals gewohnt hat, ist nicht anzutreffen. Am Abend bricht ein Hagelwetter herein; die armen Ackerbesitzer brauchen es nicht zu fürchten, denn es ist wenig bestellt worden, und das Wenige, was vorhanden war, wurde für die Pferde der Armeen abgemäht. Die Soldaten wühlen in den Kartoffelfeldern und sind froh, wenn sie etwa Knollen finden, die natürlich noch kaum genossen werden können. Sie entdecken dabei nicht selten Verstecke, in denen Kisten mit den Effekten der unglücklichen Bauern geborgen worden sind, und wenig entgeht den geschickten Spürnasen.

Am 14. Juni entwickelt sich dann die blutige Schlacht bei Friedland, der Percy bewohnt. Und wiederum gibt er eine Schilderung in satten und düstern Farben, wie sie der Wahrheit entsprechen. Er sieht seinen Kaiser inmitten der Generale, wie er die Bewegungen des Feindes und seiner Truppen beobachtet und seine Befehle erteilt. Eine ungeheure Linie französischer Reiterei formiert sich zum Angriff. Bald steht der Kaiser einsam in seinem grauen Überrock, bald ruft er einen General und spricht mit ihm. Jedes Regiment, das herankommt, muß vor ihm defilieren. Die Gardeinfanterie mustert er von einem Flügel bis zum andern. Die Trains und die Ambulanzen sind ins Stocken geraten, da auf Napoleons Befehl nur die Artillerie vorrücken soll; so liegen die Feldlazarette untätig drei Meilen zurück, und deshalb können die vielen Verwundeten nur zum kleinern Teile verbunden werden. Auf beiden Seiten wird mit bewunderungswürdiger Bravour gefochten. Die Russen — bemerkt bei dieser Gelegenheit unser Gewährsmann — haben den Mut des Gehorsams, der Sklaverei, der Gemütsstimmung; die Franzosen sind ihrem Naturell nach heldenhaft (essentiellement valeureux). Großartig ist die Präzision der russischen Artillerie. Der Sieg gehört endlich den Franzosen, ist aber teuer genug erkauft. Am Abend des großen Tages ist Percy Zeuge, wie sich der Kaiser in seinem Zelte zur Ruhe begibt; er bindet sich selbst sein Taschentuch ums Haupt, sein Mameluck entkleidet ihn der Stiefeln, und der siegreiche Imperator streckt sich auf sein Strohlager. Er bemerkt Percy, ruft ihn heran und empfiehlt seiner Fürsorge die Braven, die im Kampfe verwundet worden sind. Er ist matt und nimmt nur eine Tasse Bouillon und ein Glas Wein.

Das Städtchen Friedland — sein Geschick, meint Percy, stimmt wenig zu seinem Namen — befindet sich in schauerhafter Verfassung. Haufenweise liegen hier Tote und Verwundete von der russischen Garde, von der nicht viel übrig geblieben sein kann.

Es drängt sich nun Percy der Gedanke auf, daß nach einer so total unglücklichen Schlacht der süße Friede nicht mehr fern sein könne. Doch sieht es auch schlimm genug bei der französischen Armee aus; sie leidet namentlich

an Hunger, und wenn sie jetzt der Feind nur ein paar Tage hier festhalten könnte, würde sie vor Elend zugrunde gehn.

Percy folgt dann dem kaiserlichen Hauptquartier auf Wehlau. Hier brennt die Allebrücke, und man ist dabei, eine neue zu schlagen, was sehr langsam vorstatten geht. Doch versucht der Feind gar nicht einmal, diesen Brückenbau zu hindern. Napoleon selbst wird ungeduldig wie seine Truppen auch; er ergreift selbst eine Hacke und arbeitet eine Stunde lang mit, lagert sich dann ein wenig im Schatten, trinkt ein Glas Wein, schwimmt auf seinem Rosse durch den Strom und nimmt dann in Wehlau Quartier. Am 17. Juni kommt auch Percy hier an (durch eine Furt). Napoleon steht gerade am Fenster, ruft ihn herauf und unterhält sich hier wohl eine Viertelstunde heiter und in vollstem Wohlbefinden mit ihm. Er erzählt ihm wie einem Freunde, man habe in Königsberg 150 000 englische Flinten gefunden, und die Übergabe dieses Platzes werde überhaupt die Armee in allerbesten Stand setzen; er erinnert an das Tagesdatum von Marengo, das auch bei Friedland Glück gebracht habe, und äußert, nun werde bald alles zu Ende sein. Er spricht auch von seinem und seiner Soldaten guten Appetit, der wohl eine Folge der Strapazen, des Schweißes und des Schlafmangels sein müsse, während Percy meint, der Appetit möge wohl auch von dem groben Brote kommen, das (wir Deutschen sind ja anderer Meinung) nicht genügend sättige und immer wieder neue Gchlust erzeuge.

Wehlau, in dem sonst Handel und Verkehr herrschten, ist in Percys Augen eine nette Stadt, zurzeit jedoch völlig ausgezogen. Endlich kann man dann den Pregel passieren; die Infanterie auf einer langen Fähr, die Pferde durch eine tiefe Furt, und weiter geht der Marsch, nicht (wie es erst hieß) auf Königsberg, sondern auf der wohlgepflegten Chaussee nach Memel zu. Hier sieht Percy zum erstenmal gefangne Tataren und Kalmücken, wahre Teufelsgestalten. Das Land ist wohl angebaut; man sieht viele Herden, auch Geflügel, und von jetzt an herrscht kein Mangel mehr. Die Menschen sind hier schön, kräftig und wohlgebaute Gestalten. Der menschenfreundliche Percy vereitelt einigemal rohe Plünderungsversuche französischer Soldaten.

Am 19. Juni wird Tilsit erreicht. Der Ort macht im ganzen einen guten Eindruck, wenn man erwägt, wo man eigentlich ist. Es gibt hier lange und breite Straßen und einige hübsche Häuser. Entsetzlich ist das Pflaster, aus rohen Feldwacken hergestellt und halsbrecherisch; in der Mitte der Straßen läuft ein Steg aus breitem Steinen, damit man bei Regen und Kot besser fortkomme. Der ansehnliche Memelstrom zeigt ein starkes Gefälle, doch kann er wohl nicht tief sein; denn die Grundpfeiler der abgebrannten Brücke sind schwach. Hölzerne Eisbrecher sind vorhanden. Schön ist die neue Kavalleriekaserne, doch liegen dahinter scheußliche Kloaken und ekelhafte Sümpfe. Es herrscht hier ein bedeutender Holzhandel. Sonst ist die Stadt arm und ohne andern nennenswerten Handelsverkehr.

Auf dem rechten Memeluser — die Brücke ist, wie schon bemerkt worden ist, zerstört — liegt die russische Armee, die erst in verfloßener Nacht hinübergerückt ist. Ihre Leute baden und versuchen, sich ein wenig zu erholen. Die

nach Tilsit gebrachten kriegsgefangnen Franzosen haben sehr unter der Behandlung der Preußen gelitten. Von achthundert Mann sind neunundvierzig zurückgeblieben, die meist infolge barbarischer Behandlung schwindständig geworden sind. Alle sind wir jetzt, meint Percy, voll Zuneigung für die Russen und verabscheuen die Preußen, die nichts weiter sind als Prahlhänse (fanfarrons); keine andre Meinung von ihnen haben sogar die Russen, ihre Verbündeten. Große Erbitterung hat die mangelhafte Verpflegung der französischen Kriegsgefangnen erregt; jedoch war sie nach Percys Beschreibung doch nicht so schlecht und jedenfalls nicht anders als die preussische Kasernenkost der damaligen Zeit. Diese Gefangnen hatten auch auf Veranlassung des (bekanntlich sehr franzosenfreundlichen) russischen Großfürsten Konstantin, der sie auch mit Geldspenden unterstützte, in der Stadt arbeiten dürfen, aber einen Teil ihres Lohnes an die preussische Verwaltung abführen müssen, was wiederum den Preußen als Barbarei angekreidet wurde. Die französische Armee bezieht Wivaks hinter der Stadt; es fehlt ihr an Brot, doch nicht an Fleisch. Man spricht von Waffenstillstand und Frieden. Duroc, der Großmarschall, verhandelt darüber mit dem Kaiser Alexander. Von Napoleon an oder doch wenigstens von den Marschällen bis zu den Tambours herrscht jetzt Heimweh in der Armee; bei den Russen soll es nicht anders sein. Wenn jetzt der Befehl käme, die Memel zu überschreiten und den Feind von neuem zu verfolgen, so weiß man nicht, was dann geschehn würde.

Nach wiederholten Zweifeln über diese Frage — am 24. Juni verbreitet sich das Gerücht, es soll zu neuem Ausbruch Generalmarsch geschlagen werden — langt am 25. Juni die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes an. Bestätigt wurde sie durch das denkwürdige Ereignis, das sich noch an demselben Tage vor den Augen beider Armeen abgepielt hat. Percy schildert dieses nach eigener Wahrnehmung folgendermaßen: Man baut in der Eile auf dem Memelstrom, dort etwa, wo die Mitte der Stadt ist, auf Flößen ein hölzernes Haus, worin sich um die Mittagszeit die beiden Kaiser treffen sollen. Man kommt und geht, man fragt: Ist's wahr oder ein Märchen? Inzwischen wird das Haus fertig, mit Leinwand gedeckt und innen geschmückt. Auf beiden Seiten des Flusses rüstet man die Barken, auf denen die gekrönten Häupter zur Begegnung kommen sollen. Um 12 $\frac{1}{2}$  Uhr füllen sich beide Ufer mit Truppen. Die Kaiser besteigen die Barken. Napoleons Fahrzeug ist mit Grün geschmückt; es langt zuerst an. Der Kaiser wartet fünf Minuten auf Alexander, begrüßt ihn, als er sich naht, herzlich und eilt ihn zu umarmen, wie er den Fuß auf das Floß setzt. Französische Marschälle und russische Granden sind im Gefolge ihrer Herrscher. Die Unterredung dauert anderthalb Stunden; die Monarchen bleiben allein, und erst zum Schluß ist Empfang der Begleiter. Inzwischen hat sich Großfürst Konstantin lebhaft mit dem Großherzog von Berg (Murat) unterhalten. Beim Abschiede grüßen sich die Herrscher freundschaftlichst; ihre Barken fahren eine Strecke nebeneinander, dann schwenken sie ab und führen unter den Zurufen beider Armeen die Souveräne wieder an Land. Napoleon lächelt zufrieden. Der Regen hat aufgehört, die Sonne bricht hervor und verschönt den Eindruck dieser denkwürdigen Begebenheit.

Am Tage darauf — am 26. Juni — rücken russische Truppen in Tilsit ein, das man ihnen zur Hälfte einräumt. Auch Kaiser Alexander hält seinen Einzug und wird hier in einer schönen Wohnung mehrere Tage bleiben. Am Mittag dieses Tages wiederholt sich das Schauspiel von gestern; der Pavillon inmitten des Flusses ist heute bunt bemalt und innen noch reicher dekoriert, von außen ziehn sich Laubgewinde herum; auf der russischen Seite prangt in Grün ein großes A, auf der andern ein N. Rings um das Floß ist eine (mangels der Ölbaumzweige) mit Eichenlaub gezierte Balustrade gezogen. Frische Bäume beschatten den Pavillon und eine daneben aufgeführte Baracke für die Marschälle und Großoffiziere. Auf beiden Seiten des Flusses stehn die Garden in Paradeaufstellung unter Waffen. Wiederum ein Viertelstündchen nach 12 Uhr findet die Zusammenkunft statt; mit Alexander kommt heute König Friedrich Wilhelm. Napoleon, der seinen hohen preußischen Orden angelegt hat, umarmt den König. Sonst verläuft die Sache ganz wie am Tage zuvor.\*)



## Die Strafstunde



nd Sie, Herr Kollege, müssen noch die Strafstunde übernehmen! — Mit diesen Worten, die er an meine schon bescheiden im Hintergrunde verschwindende Person richtete, schloß der Rektor des Gymnasiums seine Auseinandersetzung über die Verteilung der Lektionen für das nächste Schuljahr.

Tröstliche Aussicht! Dem Laien mag bei der Aufsicht über den wöchentlich einmal abzuhaltenden Schularrest die Vorstellung vorschweben, daß es damit eine ähnliche Verwandtnis habe wie mit dem Nachexerzieren auf dem Exerzierplatze. Die Kompagnie, die etwas „verdorben“ hat, muß noch ein weiteres Stündchen das Vernachlässigte nachholen, und der „aufsichtshabende“ Leutnant hat auch gar oft die Erweiterung seiner dienstlichen Obliegenheiten als Quittung dafür zu betrachten, daß ihm so manches, um mich milde auszudrücken, „minder wohl“ gelungen ist.

Im Schulleben ist die Sache noch viel schlimmer; denn erstens ist die „Aufsicht“ nur sehr teilweise wohlverdient, in der Regel ist man der Lastträger für allerhand andern zukommende Unzuträglichkeiten; und zweitens: leb wohl, du schöner, freier Sonnabendnachmittag! Wenn sich nach Tische eine Schar froher Männer rüstet, um mit Stock oder lieber Regenschirm ausgerüstet einmal „sich ordentlich auszulassen“; wenn im Sonnenstrahl die Brillengläser funkeln,

\*) Die Nachricht der Gräfin von Bock (69 Jahre am preußischen Hofe, S. 304), wonach König Friedrich Wilhelm damals mit ausgesuchter Gleichgiltigkeit und Kälte behandelt worden sei, ist wohl übertrieben, und falsch sicherlich die, daß der König im zweiten Häuschen empfangen worden sei. Die Bitterkeit der Gräfin von Bock hatte wohl nicht ihren einzigen Grund in ihrem preußischen Patriotismus. Wenn es wahr ist, was Napoleons Kammerdiener Constant in seinen Memoiren (III, S. 294) erzählt, daß die Gräfin (denn es kann nur sie gemeint sein) vom Großfürsten Konstantin in Gegenwart Murats brutal beleidigt worden sei (er soll sie la vieille bécasse genannt haben), so mußte sie freilich mit den unangenehmsten Eindrücken von Tilsit geschieden sein.